



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Das süddeutsche Bürgerhaus**

eine Darstellung seiner Entwicklung in geschichtlicher, architektonischer  
und kultureller Hinsicht an der Hand von Quellenforschungen und  
maszstäblichen Aufnahmen

Text

**Göbel, H.**

**Dresden, 1908**

3. Deckenausbildung

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65608](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65608)

Zum Schlusse seien noch die Fensterkissen oder Polster erwähnt, die eine jede Familie besitzen mußte, wenn sie einigermaßen auf feinen Ton hielt. Sie haben eine Seegras- oder Daunenfällung und sind zumeist mit einem Gobelinstoff überzogen, der in Farbe und Muster entweder den Tapeten oder Möbelbezügen angepaßt ist. Zum Schutze gegen Beschmutzen gab man ihnen eine Art Mappe aus dünnem und starkem Papier.

### 3. Deckenausbildung.

1790 äußert sich Schmidt, der Verfasser des bekannten architektonischen Werkes „Der bürgerliche Baumeister“ über die Anordnung der Decken folgendermaßen: „Sowohl durch eigene Erfahrung als aus Büchern habe ich bemerkt, dass man an vielen Orten die bey uns gewöhnliche Art der gewundenen Decken noch nicht genau kennt, sondern den Fussboden nur unmittelbar auf die Balken nagelt, und die Balken höchstens unten mit Bretern bekleidet. Beydes sind sehr unvollkommene Decken und Fussböden, denn der geringste Tropfen Wassers, der verschüttet wird, läuft durch die Ritzen in das unterste Stockwerk, jedes in dem oberen oder untern Zimmer gesprochene Wort ist hörbar, die Bewegung der Meublen und das Gehen der Menschen verursachen ein unangenehmes Gepolter, und niemals wird man durch eine solche Decke die Ofenwärme genug zusammenhalten können.“

In der Tat haben sich die alten Felderdecken, bisweilen auch Bühnen genannt, bis tief in das 18. Jahrhundert hinein erhalten; sie sind um 1750 noch, wenn auch nur in kleineren, abgeschlossenen Städtchen ausgeführt worden und noch heutzutage in recht zahlreichen Exemplaren in alten Bauten anzutreffen. Einzelne Städte sind besonders reich an derartigen Bühnen, so z. B. Konstanz, und gibt das Werk von Dr. Hirsch mehrere recht charakteristische Beispiele wieder.

Die Anordnung der Fugenleistendecken, deren Vorkommen schon im frühen Mittelalter bezeugt wird, war die folgende: Im einfachsten Falle nagelte man den Fußboden unmittelbar auf die Deckenhölzer; bei besseren Konstruktionen, zumal wenn Estrich- oder Plattenbelag in Anwendung kam, ging man etwas vorsichtiger zu Werke, indem man über den Blindboden zunächst eine mehr oder weniger hohe Sand- oder Erdschicht anbrachte, diese gehörig feststampfte, sodann den Estrich aufbrachte beziehungsweise die Fliesen einsetzte. Die Unterseite der Balken wurde mit genagelten Brettern derart bedeckt, daß die ganze Decke eine glatte, ununterbrochene Fläche bildete. Alsdann erfolgte die Anordnung der die Fugen deckenden Leisten, die in den ersten Zeiten ununterbrochen parallel den Deckenbalken durch den ganzen Raum hindurchliefen. Einen geeigneten Abschluß erhielten die oft reich profilierten Leisten durch die an den Schmalseiten der Decke befindlichen Friesbretter, bisweilen maßwerkartig zugeschnitten und geschnitzt. Sind Unterzüge in dem Zimmer vorhanden, so wird jeder auf den beiden Seiten des Unterzuges liegende Deckenteil vollkommen selbständig behandelt, d. h. er erhält je zwei abschließende Friesbretter. Weitere Erläuterungen oder Beispiele an dieser Stelle zu geben, dürfte bei dem häufigen Vorkommen der Felderdecken und der großen Anzahl der schon veröffentlichten Beispiele überflüssig sein. Es sei nur verwiesen auf die Werke von Ortwein, von Essenwein, Mohrmann, Hirsch und Pauckert. Bemerkenswert mag noch werden, daß häufig an Stelle der profilierten Leisten

solche aus vierkantigem oder abgefaßtem Holze verwandt werden, die alsdann einen künstlerischen Schmuck durch Malerei, entweder in dem zierlichen Rankenwerk der Gotik oder in schablonierten Mustern der Frührenaissance, erhielten. Eigentümlich ist die Tatsache, daß noch bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts in kleineren Städten der Geist der Renaissance, insbesondere bei der Balkenmalerei, seine Herrschaft behauptet, wenngleich die Formen mehr oder weniger ein oft herzlich langweiliges Schema, man kann sagen eine Verknöcherung, zeigen.

Liebte man es im 15. Jahrhundert, die Leisten durch die ganze Raamtiefe glatt durchlaufen zu lassen, so bringt der im 16. Jahrhundert in unserem Vaterlande erwachte Geist der Renaissance andere, frohe Formen mit sich. Man begnügte sich nicht mehr mit den ewig gleichförmigen Vierecken, man bildete Sechsecke, Achtecke, Kreise, Quadrate und andere geometrische Figuren. Die Tafelbretter wurden, den einzelnen Feldern entsprechend, zusammengefügt und durch Nuten mit den Leisten verbunden. Selbst vor Räumen, die in ihrer Grundrißausbildung zur Anlage einer vertäfelten Decke denkbar ungünstig waren, schreckten die unternehmenden „Kistler“ nicht zurück.

Ein charakteristisches Beispiel für diesen Fall zeigt uns die auf Tafel 4 befindliche Decke in dem Schneider'schen Hause zu Ladenburg. Der Raum ist fünfeckig, und zwar derart, daß keine der Seiten einander gleich ist. Maßgebend für den ausführenden Schreiner waren weiterhin die beiden in die Stube einschneidenden Unterzüge. In Anbetracht dieser recht ungünstigen Verhältnisse muß man die Ausbildung der Decke als eine durchaus gute und gelungene bezeichnen. An Stelle der früher mit großer Vorliebe verwandten Ziernägel sind zierliche Deckenscheibchen getreten, die, reich profiliert und ehemals vergoldet, einen Hauptschmuck der Decke bilden. Leisten und Füllbretter sind aus Tannenholz gefertigt, das in seiner Naturfarbe stehen gelassen und nur gebeizt wurde; die aus Eichenholz hergestellten Intarsien, die Sterne, kleine Blätter und Blüten darstellen, heben sich vorzüglich von dem hellen Untergrunde ab. Leider ist gegenwärtig die Wirkung der alten Decke sehr beeinträchtigt, indem ein findiger Anstreichermeister dieselbe mit Ölfarbe dick beschmierte, sowie die einzelnen Felder mit den üblichen Schnörkeln und Kringeln übermalte. Vergleichen wir die Decke mit der älteren gotischen Fugenleistendecke, so finden wir als großen Unterschied, daß sowohl die Flächenausbildung wie die Gliederung der Leisten eine ganz andere geworden ist. In der freien Art der Felderanordnung, die sich nicht mehr ängstlich an ein gewisses Schema klammert, erblicken wir zweifelsohne den Einfluß Italiens, der Heimat der Kassettendecke. Obschon von der gotischen Fugenleistendecke zu der Freifelderdecke kein allzu großer Schritt ist, dürfen wir doch kaum annehmen, daß sich die Renaissancedecke lediglich aus Formen und Anordnungen der gotischen Periode entwickelt hat. Es spricht weiterhin der Umstand dagegen, daß durchgängig die architektonischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts die Freifelder- beziehungsweise die Kassettendecke als eine ganz neue von Italien her übernommene Errungenschaft bezeichnen. Entsprechend wird die ehemals einfache, abgefaßte Fugenleiste zu einem reichen Dekorationsglied mit Karnies, Plättchen und Rundstab. Auch die Unterzüge erhalten ihre entsprechende, oft außerordentlich zierlich ausgebildete Gliederung. Im 16. Jahrhundert scheint die Freifelderdecke sich schon großer Beliebtheit erfreut zu haben,

wenigstens zeugt der damals übliche, nicht teuer zu nennende Preis für diese Tatsache. Frönsperger gibt 1564 an: „Item von einer gevierdten decken über sich von Maser / flader oder anderm edlen holtz / es sey in gevierdte runde rauten fuenff 6. 7. oder acht eck / oder ein stern gleich formiert / fuer ein jedes solchs stueck gemeinlichen ein guelden / es moecht also gemacht oder arbeit sein / es kostet minder oder mehr / auch die eckfriesen vnnd ortgesimbs nach dem solche breit lang / oder gross / von mancherley holtz / etwan 8. 9. 10. 11. 12. batzen / nach dem es auch arbeit ist.“

Weiterhin sei noch einer besonderen Art der Deckenausbildung gedacht, nämlich der Stülpedecke, die, wenn auch selten, vorkommt und dergestalt konstruiert ist, daß die Leisten durch breite, profilierte Bretter ersetzt sind, die entsprechend mit ebenso breiten Bohlen als Füllungen überdeckt werden. Hirsch erwähnt in seinem Konstanzer Häuserbuch Bretterdecken, bei denen die einzelnen Bohlen strahlenförmig nach der Mitte zusammenlaufen. Es werden hierbei gleichfalls die Fugen nicht durch Leisten, sondern dergestalt überdeckt, daß immer abwechselnd ein Brett als Füllungs- und das nächste gleich breite als Deckbrett verwendet wird. In der Mitte laufen sich die Bretter an einem Herzstücke tot, aus dem ein Stern oder eine Rosette ausgestochen ist.

Etwas später wie die vorgenannten Deckenarten entstehen die offenen Balkendecken. Wir finden dieselben in ihrer frühesten primitiven Anwendung noch jetzt vielfach in alten Balkenkellern. In besseren Stuben erhalten die Balken eine Fase beziehungsweise eine mehr oder weniger reiche Profilierung.

Ehe wir jedoch auf die architektonische Ausbildung eingehen, seien zuvor die verschiedenen Konstruktionen dieser Deckengattung des näheren angegeben. Das Häuschen in der Kirchenstraße zu Ladenburg weist deren zwei auf. In dem nach der Straße zu gelegenen Raume des Erdgeschosses befindet sich eine alte Holzdecke, die folgendermaßen ausgebildet ist: Die Deckenbalken besitzen durchgängig eine Breite von 30 bis 35 cm, dagegen nur die mäßige Höhe von etwa 18 bis 25 cm und passen ersichtlich je zwei Balken genau aufeinander, so daß es den Anschein hat, als seien dieselben aus einem mächtigen Baumstamme geschnitten. Der Zwischenraum zwischen den unbehobelten, schalkantigen Deckenbalken ist wechselnd und beträgt durchschnittlich 25 bis 35 cm. Er ist durch starke in Balkenfalze eingeschobene Bohlen ausgefüllt, deren Fugen mit Lehm gedichtet und mit einer kräftigen Schicht Strohlehm überdeckt sind. Der dann folgende Bretterboden ist den Deckenbalken aufgenagelt. Das gegenwärtig in der Renovation befindliche Haus ermöglichte eine genaue Untersuchung und zeigte es sich, daß die Anordnung durchgängig gewahrt war. Bei der Überdeckung eines zweiten Raumes war allerdings stellenweise der Strohlehm durch eine starke Sandschicht ersetzt.

Vollkommen verschieden ist die Ausbildung der Decken im ersten Obergeschoß. Wohl sind auch hier die rot angestrichenen, unbehobelten und bisweilen schalkantigen Deckenbalken sichtbar, doch hat man von einer Ausfüllung der Zwischenfelder durch Bohlen abgesehen. Es ist das noch im 15. Jahrhundert wenig bekannte System des halben Windelbodens zur Anwendung gekommen. Dasselbe besteht darin, daß in die Balkenfalze sogenannte Wellerhölzer, d. h. mit Strohlehm umwickelte Stückstecken eingeschoben und mit einer Schicht von Lehm oder Sand überdeckt werden. Nach unten ist eine Fläche geschaffen, vermittels eines Lehmglatzstriches, auf dem der Putz

sitzt. In diesem besonderen Falle hat man den Zwischenfeldern durch aufgesetzte Malereien einen gewissen Schmuck verliehen. Letztere bestehen der Hauptsache nach (Tafel 30) aus Rankenwerk, das in seiner immerwährend wechselnden Form auf den Beschauer einen frischen, flotten Eindruck macht, wenngleich die Auffassung des damaligen Künstlers bisweilen eine etwas naive ist. Die Deckenbalken sind, wie schon vorher erwähnt, durchaus roh gelassen. Demgegenüber kommen, wenn auch sehr selten, in der Bergstraße profilierte Deckenbalken vor, zumeist der Renaissanceperiode angehörig. Charakteristisch hierbei ist, daß regelmäßig die Balken an den Enden mit ihrer ganzen Fläche auflagern und das Profil kurz vorher in irgend einer Weise abgeschlossen beziehungsweise in die Grundform des vierkantigen Holzes übergeführt ist. Bisweilen benutzt man zu den Deckenbalken Hölzer von sehr geringen Dimensionen. Der Fall tritt namentlich dann ein, wenn die Decke als sogenannte Zwischenbühne ausgebildet, d. h. etwa 30 bis 90 cm unter der eigentlichen tragenden Balkenkonstruktion als Scheindecke aufgehängt ist. Die Zwischenbühnen lassen sich schon zu Ende des 15. Jahrhunderts feststellen und verdanken ihre Entstehung jedenfalls dem Bestreben, den Rauminhalt der Stube möglichst zu verkleinern, um sie leichter heizen zu können. Die Balken sind nur etwa 10 bis 14 cm breit, dagegen 20 bis 25 cm hoch und besitzen in der Regel beiderseitig eine starke Ausfaltung, um die Füllungsbretter einschieben zu können. Bisweilen ist die Anordnung der Bühne nicht eine horizontale, sondern die Balken und Zwischenbohlen sind tonnenartig, mehr oder weniger stark gekrümmt und durch einen oder zwei gleichfalls gebogene Unterzüge gestützt.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts dringt in Deutschland von Frankreich und Italien her eine neue Art der Deckenbildung ein, die Stuckdecke.<sup>21)</sup> Der Deutsche, von jeher gewohnt, die Errungenschaften des Auslandes als besonders wünschens- und nachahmenswert zu betrachten, übernimmt mit Eifer diese auf den ersten Blick blendende Dekorationsweise. In der Tat sind die frühen, zumeist von französischen Stuckateuren ausgeführten Decken von einer unvergleichlichen Feinheit. Die noch in Heidelberg in einigen Bauten erhaltenen Beispiele weisen eine überaus elegante, bisweilen etwas kokette Linienführung auf. Die ganze Fläche der Decke ist gleichsam übersponnen von einem Netze von Figuren, die in geschmackvoller Weise mit Arabesken und Rankenwerk umgeben und in den die Umgrenzung bildenden Linienzug verwebt sind. Einige Beispiele bilden gleichsam einen reich ornamentierten Rahmen, der ein in der feiner und doch so überaus belebten Technik des 18. Jahrhunderts ausgeführtes Gemälde, zumeist eine Allegorie oder eine Landschaft in sich faßt.

Gewöhnliche Sterbliche können sich den Luxus derart reich verzierter Decken kaum leisten, sie begnügen sich mit mehr oder weniger einfachen geometrischen Figuren, die durch Profile begrenzt sind. Wir finden solche Bildungen noch jetzt sehr häufig

<sup>21)</sup> Es sei allerdings nicht unerwähnt gelassen, daß vereinzelt Fälle vorkommen, die Stuckarbeiten schon im 16. Jahrhundert bezeugen, doch mögen schwerlich deutsche Künstler hierbei gewirkt haben, und handelt es sich vielfach um Aufträge von seiten des Landesherrn beziehungsweise hoher und reicher adeliger Familien an italienische oder französische Stuckateure. Die auf Tafel 1 dargestellte Decke in der ehemaligen bischöflich wormsischen Residenz zu Ladenburg mag als ein derartiges frühes Beispiel gelten. Die Linienführung läßt jedoch auf einen deutschen Meister schließen.

und sei auf die Tafeln 3, 10, 19, 21, 24 und 27 verwiesen. Immerhin wirken diese einfacheren Stuckdecken recht gut und besitzen den großen Vorzug einer längeren Haltbarkeit, während die fein modellierte französische Linienführung durch mehrmaliges Weißen vollkommen ihre Schönheit und den eigenartigen Charakter der Darstellung einbüßt. Bezeichnend für die Stuckdecken ist die stets vorhandene Hohlkehle, oben und unten durch Profileisten eingefast. Die Ausladung des unteren Profiles ist zumeist recht beträchtlich und wird bisweilen größer wie die Profilhöhe. Die Abmessung der Hohlkehle ist wechselnd und richtet sich im allgemeinen nach der Stubenhöhe. Cancrin gibt als Faustregel an, die Hohlkehle soviel Zoll hoch zu machen, wie die Höhe des Zimmers in Fuß beträgt. Es würde also einem drei Meter hohen Raume eine Hohlkehle von 25 cm entsprechen (1 Fuß = 12 Zoll = 30 cm). Die Breite der Deckenprofile ist gleichfalls wechselnd; im allgemeinen schwankt das äußere umrahmende Profil zwischen 6 und 12 cm; die inneren Profile sind zumeist stärker und betragen etwa 10 bis 25 cm; das Mittelstück hat wieder eine schwächere Umrahmung, die häufig der äußeren entspricht. Bemerkenswert ist die Ausbildung der Unterzüge, die nie scharfkantig gelassen, sondern stets in Form einer beiderseitigen Hohlkehle in die Decke übergeführt werden. Jedes der durch den Unterzug getrennten Felder wird selbständig und bisweilen völlig verschieden behandelt.

Neben und gleichzeitig mit der Profilierung finden wir fast ebenso häufig eine Deckenausbildung in Gestalt von einfachen Medaillons, die in den vier Ecken und in der Mitte der Decke angebracht sind und zumeist die vier Jahreszeiten symbolisch durch Gestalten beziehungsweise durch Attribute wie Ähre, Eiszapfen u. s. w. darstellen. Die Arbeit dieser kleinen Stuckteile ist häufig recht minderwertig und scheinen dieselben fabrikmäßig hergestellt und vertrieben worden zu sein, ähnlich wie die um 1780 so beliebten Medaillonköpfe. Rosetten kommen schon gegen 1750 auf, sie ähneln teilweise den noch heute gebräuchlichen, von denen man nicht gerade sagen kann, daß sie einen künstlerisch befriedigenden Eindruck hinterlassen. Immerhin zeigt die auf Tafel 13 dargestellte Rosette aus dem Hause Kaufmann zu Weinheim eine feine und gut durchgebildete Lösung und kann mit der noch vorhandenen matten und zarten Farbgebung nicht als unschön bezeichnet werden.

Figurenreiche Ausbildung der Decke kommt, wenn auch weniger häufig, noch im Beginne des 19. Jahrhunderts vor und sind die Darstellungen meist mythologischer Natur. Es sei auf Abbildung 147 hingewiesen, die einer Handpause des Architekten Schwender (um 1780) entnommen ist, wobei jedoch bemerkt werden soll, daß es nicht festzustellen ist, ob die Skizze ein Entwurf Schwenders oder aus einem Werke der damaligen Zeit abgezeichnet ist.

Zum Schlusse sei noch auf die Ausbildung der Decke mit Hilfe der Malerei hingewiesen. Tafel 30 vergegenwärtigt uns ein derartiges Beispiel, welches sich noch heutigentags in dem kleinen Hause Wormserstraße 408 (Tafel 3) zu Ladenburg vorfindet. Die Malerei ist entgegen dem damaligen Brauche in ziemlich dunklen, fast trüben Farben gehalten; das in den Wolken thronende Lamm Christi ist das Wappenschild des dereinstigen Erbauers des Hauses, des Johann Nikolaus Ostertag; es zeigt sich dies noch vielfach an Architekturteilen des Hauses.

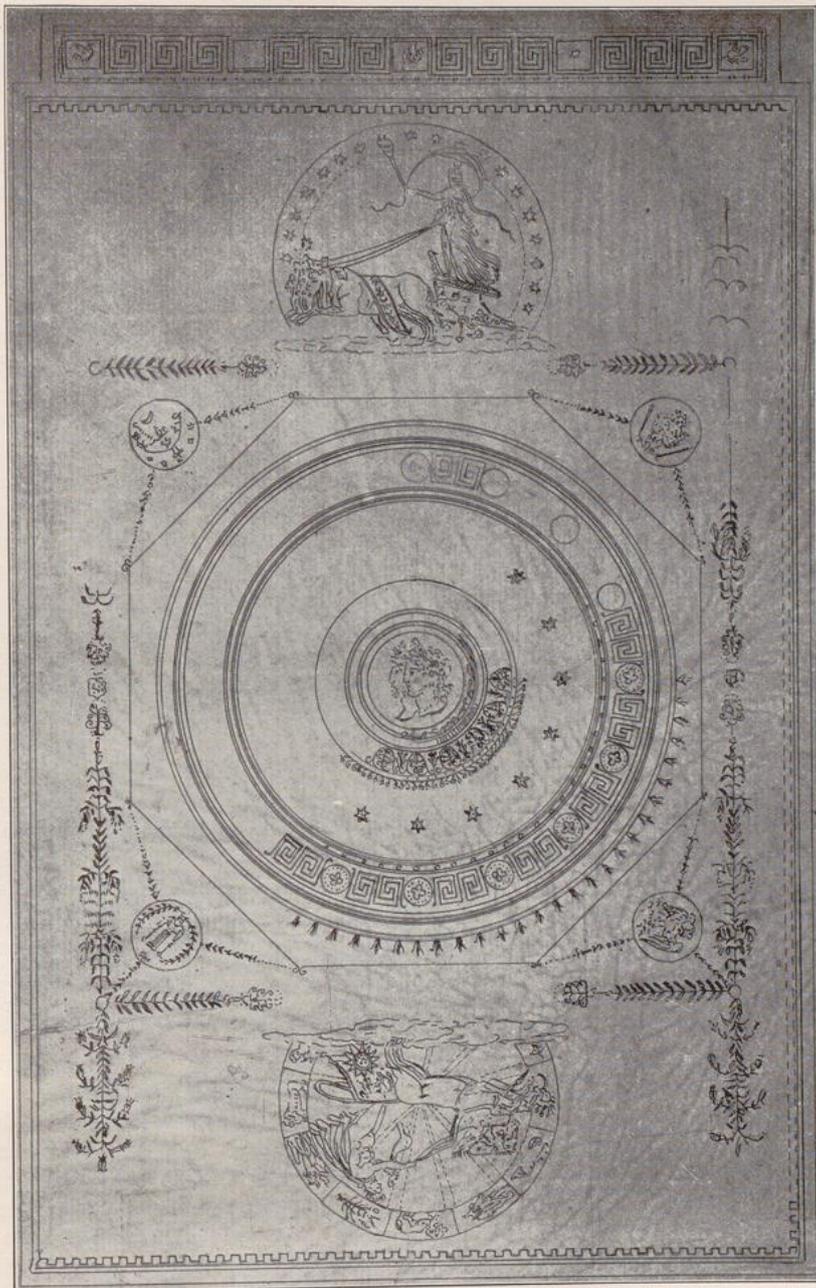


Abb. 147.